

Was trägt in der Unsicherheit?

„Was trägt in der Unsicherheit?“ – bewusst als Frage formuliert. Bei Elie Wiesel lesen wir, „dass jede Frage eine Kraft besitzt, welche die Antwort nicht mehr enthält“.

Ich greife diese Frage anhand der Corona-Pandemie auf – aber sie wird sich ähnlich in den kommenden Krisen unserer Zeit stellen. Dazu vier Gedankenkreise:

- Corona als spirituelle Herausforderung
- Corona als Unterbrechung
- Corona als Zurückgeworfensein auf mich selbst
- Corona als Riss in meiner Welt

Corona als spirituelle Herausforderung

Tatsächlich glaube ich, dass gerade im Zulassen der Verunsicherung durch Corona ihr spirituelles Potential gründet – mehr als in fertigen Antwortpaketen.

Die Verunsicherung zieht sich durch alle Ebenen: persönlich, gesellschaftlich, global. Wie wird es weitergehen – kurzfristig und auf Dauer? Wird es je wieder „normal“?

Nicht dass es uns an Krisen in den letzten Jahren mangelt – aber sie blieben meist abstrakt. Die Corona-Pandemie aber greift unabweisbar in unser Leben ein. „Durch die Pandemie sei die allgemeine Selbstgewissheit erschüttert und die Illusion geplatzt, wir könnten uns gegen alles absichern“, wird der Kirchenhistoriker Christoph Marksches zitiert.

Tatsächlich ist die einzige Gewissheit im Leben die: dass wir sterben müssen. Aber wie sagt es Elias Canetti so treffend: „Ich glaube noch immer nicht, dass ich sterben muss, aber ich weiß es.“ Mit diesem Wissen konfrontiert uns Corona – was freilich eher verunsichern als beruhigen dürfte.

Diese Verunsicherung zieht sich durch alle Bereiche. Nach außen zeigt sie sich als „eine bislang ungekannte Systemskepsis“. Und nach innen als psychische Destabilisierung. Der Psychoanalytiker Bernd Deininger sagt:

Wir erleben seit dem Herbst 2020 einen riesigen Zustrom von Patienten. Neben Ängsten und Zwängen sehen wir vermehrt Depressionen und Süchte, außerdem Borderline-Störungen. Die Regression in die Sucht wird ja dadurch befördert, dass viele Kompensationsmöglichkeiten wie Fitnessstudio, Sportverein, Chor wegfallen. ... Am unbarmherzigsten legt die Pandemie jedoch Beziehungsarmut in Familien offen. Menschen sind plötzlich die ganze Zeit zusammen und merken, dass sie nichts mehr verbindet.

Diese Krise ist zu umfassend, um allein medizintechnisch gelöst werden zu können. Evelyn Finger schreibt in der Osterausgabe der ZEIT:

Kann der Mensch ohne Glauben leben? Zu Ostern 2021 erscheint vielen die Zukunft ungewiss wie nie. Man merkt es am Aufleben alter Sehnsüchte: nach Gewissheit, Horizont, Heil und vielleicht sogar Erlösung.

Ist die Corona-Pandemie damit im Grunde – neben der Medizin – auch die Stunde der Kirchen? Ist es jetzt ihre Chance, einen Glauben zu verkünden, „der uns in der Gefahr trägt, erhebt, erleuchtet und leitet“, wie es Evelyn Finger formuliert?

Sollen wir also der umfassenden Unsicherheit die größere Gewissheit unseres Glaubens entgegensetzen? Aber wird der Kirche diese „größere Gewissheit“ mehr geglaubt als den Politikern? Wird ihre Botschaft als substantiell tragfähig wahrgenommen?

Der Theologe Dietmar Mieth beklagt, dass die Sprache der kirchlichen Verkündigung in Zeiten von Corona oft „oberflächlich erscheint“ und von einer gewissen „Kindlichkeit“ im Glaubensverständnis zeugt:

Wenn z.B. vom Vertrauen in Gott gesprochen wird und man dabei immer noch den Eindruck hat: ja – morgen greift er ein. Ich sehe dort Erwartungshaltungen, die nicht erfüllt werden können, sondern die nur für diesen Augenblick eine andere Stimmung erzeugen sollen. ... Aber wir müssen auch als Gläubige erwachsen werden.

In meiner Wahrnehmung tut sich die Kirche grundlegend schwer, den Duktus präventiver Gewissheiten loszulassen. Dazu ein Zitat aus der Erklärung „Dominus Jesus“ von 2000:

Wenn es auch wahr ist, dass die Nichtchristen die göttliche Gnade empfangen können, so ist doch gewiss, dass sie sich objektiv in einer schwer defizitären Situation befinden im Vergleich zu jenen, die in der Kirche die Fülle der Heilmittel besitzen.

Ich möchte hier gar nicht weiter auf den Inhalt eingehen. Mir geht es um den Anspruch, mit dem formuliert wird: „gewiss“, „objektiv“, „schwer defizitär“, „besitzen“. Als Philosoph ist es mir ein Rätsel, wie man über 200 Jahre nach Kant immer noch so denken kann. Nun, das mag Ratzingers Relativismusangst geschuldet sein. Aber die eigentliche Frage ist doch: liegt in dieser Selbstgewissheit etwas, das sich in Krisen als wirklich tragfähig erweist?

Eine junge Frau sagte nach einem Vortrag zum Referenten, einem Theologen: „Eure Fragen interessieren mich nicht, und eure Antworten kenne ich schon.“ So wird Kirche oft erlebt: die eigenen existentiellen Fragen kommen nicht vor, stattdessen die altbekannten fertigen Antworten. Scheinbare Antworten, so könnte man ergänzen, die den Fragen tunlichst zuvorkommen sollen. Damit bleiben sie aber unverbunden mit dem eigenen Leben.

Was damit in einer Krise geschieht, schilderte der Künstler Christof Schlingensief (+ 2010) in einem seiner letzten Interviews. Er berichtet, wie er von Kindheit an tief katholisch geprägt war und wie sehr ihn – bei allem Hadern mit der Kirche – das getragen hat. Und wie all das angesichts seiner Krebserkrankung „in den Boden gerissen worden“ ist. Er sagte:

Nun frage ich mich, auf das Leben zurückblickend: „Was hast du denn da eigentlich geglaubt, Alter? Das war doch alles nur ein einziger Märchenpark! Das ist doch nicht der wirkliche Gott.“ Mir helfen da sehr die Schriften des mittelalterlichen Theologen Meister Eckhart, wie sie mir ein befreundeter christlicher Philosoph empfohlen hat.

Seine Rede vom „Märchenpark“ hat für mich nichts Verächtliches, klingt eher wie die Trauer um eine verlorene Kindheit. Aber zugleich nennt er eine Spur zu etwas Tragfähigem.

Meine eigene tiefe Überzeugung ist: da ist etwas, das uns trägt. Es ist immer da, *unmittelbar*. Es trägt uns in jedem Augenblick – ob wir darum wissen oder nicht. Aber wir könnten es aus dem Bewusstsein verlieren, und dann fangen wir an, allen möglichen Unsinn mit unserem Leben zu machen.

Man kann es den Menschen auch nicht beibringen. Es gibt keine vermittelte Unmittelbarkeit. Wir können es wiederfinden, wenn wir gerade in die Unsicherheiten hineingehen und uns nicht mit beruhigenden fertigen Antworten abpolstern. Wenn wir den Fragen unseres Lebens folgen, selbst zur Frage werden, uns von den Fragen verzehren lassen.

Das ist kein einfacher Weg. Er führt durch Ängste und Leid. Er fordert uns heraus aus der „Sicherheit des gewohnten Elends“, die uns lieber ist „als die ungewohnte Blöße der Ungewissheit“ (so der Psychotherapeut Sheldon Kopp). Wir öffnen uns meist nur, wenn es wirklich nicht mehr anders geht. Aber ginge es billiger?

Paulus schreibt im Galaterbrief: „Ich bin mit Christus gekreuzigt worden. Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ Es hilft wenig, wenn nur der zweite Satz verkündigt wird, ohne dass der konkrete Mensch selbst durch den ersten Satz gegangen ist. Der ist wie ein Sterben all dessen, was mir bislang als tragfähig erschien. Und dabei gibt es keine Stellvertretung. C.G. sagte einmal,

dass es sich nicht darum handelt, die Existenz des Lichtes zu beweisen, sondern darum, dass es Blinde gibt, die nicht wissen, dass ihre Augen etwas sehen könnten. Man sollte nachgerade einmal merken, dass es nichts nützt, das Licht zu preisen und zu predigen, wenn es niemand sehen kann. Vielmehr wäre es notwendig, dem Menschen die Kunst des Sehens beizubringen.

Diesen Prozess bezeichne ich hier als „Spiritualität“. Das ist freilich ein schillernder Begriff und wird meist eher mit der Flucht in „andere Wirklichkeiten“ verbunden. So wie ich den Begriff verwende, meine ich aber keine *andere* Wirklichkeit, sondern ein von Grund auf anderes Bewusstsein *dieser* Wirklichkeit – in aller Nüchternheit. Das kann aber nicht willentlich gemacht werden, sondern kann sich nur von sich aus eröffnen.

„Spiritualität“ bedeutet „Leben aus dem Geist“. Im Johannes-Evangelium spricht Christus:

Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist. (Joh 3,8)

Wissen es nur die anderen nicht, oder weiß er es selbst auch nicht? Und das nicht als Mangel, sondern als eine innere Freiheit von fixen Konzepten und Vorstellungen?

Hier leuchtet eine ganz andere Haltung auf – im Unterschied zu einem Leben aus dem Besitzen objektiver Gewissheiten. Und das Leben mit Unsicherheit würde eine lebendige Perspektive bekommen. Wunderbar sagte es die Dichterin Hilde Domin:

Ich setzte meinen Fuß in die Luft / und sie trug

Corona als Unterbrechung

Corona wird von uns als Unterbrechung erfahren. Wir wollen uns aber nicht unterbrechen lassen, da wir das als Kontrollverlust erleben. Und wie es immer wieder heißt: die Menschen ersehnen sich nichts mehr als eine Rückkehr zur Normalität. Mich erinnert das an den Patienten, der zur Ärztin sagt: „Frau Doktor, geben Sie mir doch etwas, damit alles wieder so ist wie früher.“ Menschlich verständlich, aber infantil und wenig heilsam.

Corona als Unterbrechung. Der Theologe Johann Baptist Metz sagte: „Die kürzeste Definition von Religion ist Unterbrechung.“ Liegt in Corona also ein religiöses Potential? Kommt darauf an, wie wir „Religion“ verstehen. Ich möchte dazu die Unterscheidung zwischen „Religion“ und „Spiritualität“, wie sie der israelische Historiker Yuval Harari 2020 in einem Interview formuliert hat, aufgreifen.

Harari trifft eine grundlegende Unterscheidung: „Spirituality is about questions, religion is about answers.“ In Spiritualität geht es um Fragen, in Religion um Antworten.

Spiritualität geschieht, wenn wir eine große, existentielle Frage im Leben haben, die quer zu den vermeintlichen Sicherheiten des Lebens und Glaubens steht.

Eine spirituelle Suche beginnt, wenn wir diese Frage annehmen und ihr folgen – wohin auch immer sie uns führen und was es uns kosten mag.

Religion ist das Gegenteil: wenn jemand kommt und uns sagt: das ist die Antwort und du musst sie annehmen; am Glauben zweifeln ist eine schwere Sünde.

Damit hat Religion in der Vergangenheit wichtige Funktionen ausgeübt, die sie heute aber weitgehend verloren hat. Das zeigt sich gerade an Corona. In früheren Zeiten hätten sich die Menschen an religiöse Führer gewandt, gebetet, religiöse Rituale gefeiert – gerade mit der Hoffnung auf Heilung. Durch den Aufstieg der Wissenschaften hat Religion aber weitgehend diese Funktion verloren. Und Corona zeigt uns, dass sich die Kirchen weitgehend widerstandslos dem Diktat der Wissenschaft unterordnen.

Viele in den Kirchen sagen sogar: Corona hat gezeigt, dass Kirche nichts mehr zu sagen hat. Es wirkt wie ein Beschleuniger auf dem Weg der Kirchen in die Bedeutungslosigkeit.

Nur eine Funktion, so Harari, ist der Religion geblieben: die Begründung von Identität. Nicht im Sinne einer individuellen spirituellen Suche, sondern als kollektive Identität in Abgrenzung zu anderen. Oft verbunden mit dem Postulat der eigenen Überlegenheit (vgl. das Zitat aus Dominus Jesus). Deshalb auch die globale Zunahme religiösen Fundamentalismus und Nationalismus – mit all den verhängnisvollen Folgen.

Thomas Bauer spricht von einem globalen Trend zu einer „Vereindeutigung der Welt“, der auch eine Gegenreaktion zur erlebten Verunsicherung durch Vielfalt ist. Wir müssen achtgeben, selbst nicht dem nachzugeben und die Kirchen einseitig mit dem zu identifizieren, was hier als „Religion“ typisiert wird. In der Realität ist es immer eine Mischung von beiden, von „Religion“ und „Spiritualität“. Allerdings müssen wir uns auch fragen, warum ernsthaft spirituell Suchende den Kirchen zunehmend mit Desinteresse begegnen.

„Corona als Unterbrechung.“ Corona unterbricht sichere Routinen, auch religiöse Routinen. Corona entlarvt fertige Antwortkonzepte als nicht tragfähig.

Corona wirft Fragen auf, denen wir unter diesen Bedingungen nicht mehr so leicht ausweichen können: was trägt wirklich in der Unsicherheit?

Um eine Antwort zu finden, müssen wir zunächst die uns beigebrachten Antworten beiseitelegen. Meister Eckhart sagt: „Wenn der Mensch etwas von außerhalb seiner selbst bezieht oder nimmt, so ist das nicht recht.“ Das gilt auch für Glaube und Gott. Ein noch so gut durchdachtes Gottesbild bleibt doch nur ein Bild und trägt ebenso wenig durch Krisen, wie ein Foto von einem Brot satt macht. Irgendwann müssen wir das Foto beiseitelegen und das wirkliche Brot suchen. Mag sein, dass sich später manche überlieferte Rede von Gott plötzlich von innen her neu und lebendig erschließt. Aber zunächst gilt Eckharts Wort:

Alles, was du nimmst, das nimmst du aus deinem Eigenen; und welche Werke du nicht aus deinem Eigenen nimmst, die sind alle tot vor Gott. Das sind die Werke, zu denen du durch fremde Ursachen außerhalb deiner bewegt wirst. Sollen des Menschen Werke leben, so müssen sie aus seinem Eigenen geschöpft werden.

Und nach diesem „Eigenen“ gilt es zu fragen – rückhaltlos. Was ist da am Grunde meiner Existenz, das mich trägt? Mein Ego ist es sicher nicht. Was dann? „Gott“? Menschen können an einen Punkt kommen, an dem Ihr bisheriges Glaubensleben für sie wie leer und tot wird. Um wirklich heimzukommen, müssen wir zuerst ins Un-heim-liche gehen.

Die christliche Mystik kann uns das nicht abnehmen, aber sie kann dem eine Sprache geben und uns ermutigen, da durchzugehen. Johannes vom Kreuz spricht von den „Nächten“, die es zu durchleben gilt – auch die „Nacht des Glaubens“.

Auch Jesus musste durch diese Nacht gehen. Sterbend schrie er: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Was hat ihn in diesem Augenblick getragen? Und was heißt es dann, mit ihm gekreuzigt zu werden?

Vielleicht ist die Verkündigung der Kirchen so wenig tragfähig geworden, weil sie uns einen Bypass angeboten hat: Christus sei stellvertretend für uns gestorben, deshalb müssten wir selbst nicht mehr durch dieses Suchen, Fragen und Sterben hindurchgehen. Besser sei es, gleich die dargebotene Antwort in gläubigem Gehorsam anzunehmen. Aber dann kann es in der Krise geschehen, dass sich der Glaube als religiöser „Märchenpark“ entpuppt.

Corona als Zurückgeworfensein auf mich selbst

Corona unterbricht uns in unserem zentralen Projekt der Moderne: der permanenten Vergrößerung unserer Reichweite, der Verfügbarmachung der Welt. Das Versprechen lautet: dein Leben wird besser, wenn du deine Weltreichweite vergrößerst – und zwar systematisch und kontrolliert. Was erhoffen wir uns davon? Der Soziologe Hartmut Rosa spricht von einem Grundbedürfnis nach Resonanz: wo wir uns in Resonanz erleben, da erfahren wir unser Leben als lebendig und sinnerfüllt. Und daraus resultiert die Steigerungslogik der Moderne: je mehr wir uns verfügbar machen, umso mehr Resonanzmöglichkeiten haben wir.

Doch leider wird ab einem gewissen Punkt eher das Gegenteil erreicht, sagt Rosa. Die so erreichbar gemachte Welt scheint zurückzuweichen, verschließt sich uns. Die verfügbare Welt hört auf, zu uns zu sprechen. Eine Erfahrung der Entfremdung: ich erlebe die Welt als sinnlos, als tot, leer und bleich – so dass ich auch mich selbst als tot, leer und bleich erlebe.

Was nämlich oft übersehen wird: zur Resonanz gehört auch Unverfügbarkeit.

Resonanz ereignet sich nur, wenn ich mich selbst loslasse, öffne, mich berühren, ergreifen lasse – und dabei auch eine eigene Veränderung zulasse, die ich nicht in der Hand habe.

Solange wir diesen Punkt nicht erkennen, werden wir auf den Verlust von Resonanz nur mit weiterer Steigerung reagieren – was in unserer wachstumsabhängigen Wirtschaft auch erwünscht ist. Doch damit rückt die Erfahrung der Resonanz immer weiter in die Ferne.

Durch Corona wird die Welt unverfügbar, unerreichbar und in vielem auch unberechenbar. Ich will das nicht gleich idealisieren. Plötzlich ist soziale Nähe keine Chance für Berührtwerden mehr, sondern eine Bedrohung, der ich mit Misstrauen begegnen muss. Das ist ein Aspekt. Ein anderer ist aber auch: Corona schneidet die Steigerungslogik ab, verkleinert die Welt in meiner Reichweite, wirft mich auf mich selbst zurück. Ist das nur ein Verlust?

Gerade die spirituellen Traditionen erkennen darin auch eine Chance. Papst Franziskus schreibt in seiner Enzyklika *Laudato si'*:

Die ständige Anhäufung von Möglichkeiten zum Konsum lenkt das Herz ab und verhindert, jedes Ding und jeden Moment zu würdigen. Dagegen öffnet das gelassene Sich-Einfinden vor jeder Realität, und sei sie noch so klein, uns viel mehr Möglichkeiten des Verstehens und der persönlichen Verwirklichung. Die christliche Spiritualität regt zu einem Wachstum mit Mäßigkeit an und zu einer Fähigkeit, mit dem Wenigen froh zu sein. Es ist eine Rückkehr zu der Einfachheit, die uns erlaubt innezuhalten, um das Kleine zu

würdigen, dankbar zu sein für die Möglichkeiten, die das Leben bietet, ohne uns an das zu hängen, was wir haben, noch uns über das zu grämen, was wir nicht haben. Das setzt voraus, die Dynamik der Herrschaft und der bloßen Anhäufung von Vergnügungen zu meiden.

Franziskus lädt uns ein, zu „erfahren, was es bedeutet, jeden Menschen und jedes Ding zu würdigen, und zu lernen, mit den einfachsten Dingen in Berührung zu kommen und sich daran zu freuen“. „Die Genügsamkeit, die unbefangen und bewusst gelebt wird, ist befreiend. Sie bedeutet nicht weniger Leben, sie bedeutet nicht geringere Intensität, sondern ganz das Gegenteil.“

Eine zentrale Aufgabe von Kirche in der Pandemie könnte es sein, diesen Perspektivwechsel zu unterstützen, ohne damit die Situation schönzureden. Es geht aber um mehr als nur einen anderen, einfacheren Lebensstil. Das wäre zu oberflächlich, nicht von innen getragen.

Die spirituellen Traditionen sagen: ein stimmiger Wandel kommt nicht von selbst, er muss eingeübt werden. Einübung ist Arbeit an sich selbst, jedoch nicht in dem Sinne: ich mache und kontrolliere es. Sie ist die „Umkreisung der Mitte“, die unverfügbar ist und bleibt. Kein Ergreifen, eher ein Raum geben und Zulassen.

Es lohnt sich, hier einen Blick in die frühe christliche Geschichte zu werfen. Ab etwa dem 4. Jahrhundert gingen Männer und Frauen in die Einsamkeit der Wüste, oft als Einsiedler. Das christliche Mönchtum ist aus dieser Bewegung entstanden. Freiwillig gingen sie in eine Situation, die keinerlei Fluchtmöglichkeiten nach außen bot. Sie waren völlig auf sich selbst zurückgeworfen. Eine Situation, die an Zeiten des Lockdowns in der Pandemie erinnern mag. Was erhofften sie zu gewinnen? Denn eine lebensfeindliche Askese stand nicht dahinter.

Vorbild war Jesus selbst. Als er bei der Taufe im Jordan vom Geist Gottes erfüllt wurde, da fing er nicht gleich das Predigen an, sondern es trieb ihn in die Wüste. Er konfrontierte sich gerade mit der dunklen Seite, die jeder Mensch in sich trägt. Erst in dieser Nachtmeerfahrt gewann Jesus die Reife für sein heilsames Wirken. Viel Leid ist in der Religionsgeschichte entstanden, wenn Menschen nach einem Erweckungserlebnis gleich aktiv wurden – dann mischten sich die Leichen im Keller in ihre religiöse Agitation.

Die frühen Mönchinnen und Mönche machten aber auch die Erfahrung, dass Stille und Einsamkeit nicht automatisch zur Ruhe des Herzens führen. Man sprach von der Mönchskrankheit, der Melancholia. Anders gesagt: sie wurden reihenweise depressiv.

Und ihre Therapie dafür? Ein Rhythmus im Leben, eine Struktur des Tages, die immer wieder wechselt zwischen Aktion und Kontemplation, zwischen Stille, Meditation und Gebet einerseits und Arbeit andererseits. Hier wurzelt das benediktinische Ora et labora.

Aus diesen Erfahrungen können wir Orientierung für ein Leben in der Pandemie gewinnen.

- Für viele Menschen kann es hilfreich sein, in Zeiten der Stille, des Rückzugs das Leben zu klären. Dann wird sichtbar, was das „Eigene“ ist. Es gibt da die Geschichte vom Einsiedler und seinem Brunnen. Der wurde von zwei Freunden aufgesucht, die ihn fragten: „Was bringt Dir das eigentlich – so einsam und still allein im Wald zu leben?“ Er antwortete: „Kommt mit, ich will es euch zeigen.“ Er ging zum Brunnen, deckte ihn ab, nahm eine lange Stange und rührte im Brunnen kräftig herum. „Schaut rein, was seht ihr?“ – „Das schmutzige Wasser“, antworteten sie, denn durch das Rühren war der feine Schlamm aufgewirbelt worden. „Gut, dann setzen wir uns mal 10 Minuten und tun nichts.“ Nach dieser Zeit hieß er

sie wieder in den Brunnen zu blicken. „Was seht ihr?“ – „Wir sehen uns selbst“, sagten sie, denn das Wasser hatte sich an der Oberfläche beruhigt und war wie ein Spiegel. „Gut, und wenn ihr wirklich wissen wollt, worum es geht, dann bleiben wir jetzt eine Stunde sitzen und tun einfach nichts.“ Und nach einer Stunde: „Was seht ihr jetzt?“ – „Jetzt sehen wir unser Spiegelbild, aber wir sehen noch tiefer bis zum Grund“, denn das Wasser hatte sich geklärt. „Und das bewirkt die Stille: erst lernt man sich selbst wieder wahrzunehmen, wie man ist. Und dann wird das Leben durchsichtig auf den Grund, aus dem unser Leben entspringt.“

- Dem Tag selbst eine Struktur geben, die in einem rhythmischen Gleichgewicht ist. So eine Struktur kann von innen tragen, wenn von außen keine vorgegeben wird.
- Die Mönche pflegten v.a. die Handarbeit (Körbe flechten). Den Wert einfacher Arbeiten entdecken, die mich in Berührung bringen mit konkreten Dingen.
- Spiritualität ist kein Sonderbereich des Lebens, sondern die Grundhaltung, aus der ich mein Leben als Ganzes lebe. Auch Zeiten besonderer Einübung sind kein Selbstzweck, sondern müssen sich im Alltag bewähren. Der Alltag selbst ist Übung.
- Die wenigsten Mönchinnen und Mönche lebten nur einsam. Es wuchsen lockere Gemeinschaften und man suchte immer wieder den Rat von Älteren. Es braucht auch ein soziales Netzwerk und manchmal kundige Begleitung auf so einem Weg.

Aber ich möchte noch genauer hinschauen, was in der Übung innerlich geschieht. Eckhart:

Will dein Auge alle Dinge sehen und dein Ohr alle Dinge hören und dein Herz alle Dinge bedenken, wahrlich, so muss in allen diesen Dingen deine Seele zersplittert werden.

Wenn der Mensch ein inneres Werk wirken soll, so muss er alle seine Kräfte einziehen, recht wie in einen Winkel seiner Seele, und sich vor allen Bildern und Formen verbergen, und dort kann er wirken. Dabei muss er in ein Vergessen und in ein Nichtwissen kommen.

Wo dieses Wort gehört werden soll, muss es in einer Stille und einem Schweigen geschehen. Man kann diesem Wort mit nichts dienlicher sein als mit Stille und mit Schweigen; da kann man's hören und versteht man's recht: in jenem Unwissen.

Wo man nichts weiß, da weist und offenbart es sich.

Der erste Satz wirkt sehr modern: die Gier, nichts zu verpassen. Scheinbar wird das Leben dadurch reicher. Und solange es funktioniert: machen Sie ruhig so weiter! Wozu es den Menschen madig machen? Allerdings neigen wir dazu, die Signale zu überhören, wenn es nicht mehr stimmt. Und hier bringt uns die Pandemie in eine besondere Situation: sie beschränkt uns in dieser Unersättlichkeit. Was zunächst als Verlust, ja als Krise erlebt wird.

Eckhart weist hier einen Weg, der sich gerade im Zurückgeworfensein auf sich selbst eröffnet. Die Gegenbewegung zur Zerstreung nach außen ist die Sammlung nach innen, „in einen Winkel der Seele“.

Dabei gilt: je einfacher die Übung ist, umso tiefer kann sie gehen. Es heißt: damit etwas zur spirituellen Übung werden kann, muss es einfach sein und wiederholbar. Nur so werden wir zutiefst vertraut damit – was übrigens auch für den Alltag gilt.

Die Mönchinnen und Mönche nahmen oft ein einziges Wort aus der Bibel und bewegten es in sich, oft im Rhythmus des Atems. Atmend konnte es in Tiefen sinken, an die Wille und Verstand nicht hinreichen. Oder irgendwann nur noch: dasein, ganz wach, präsent, atmend. Sich in einem Punkt sammeln und sich selbst darin vergessen.

„Einfach“ heißt freilich nicht „leicht“. Gerade die Einfachheit der Übung macht uns zunächst bewusst, dass wir selbst nicht einfach sind; wie kompliziert, widersprüchlich, ja zerrissen es in uns aussieht. Das auszuhalten ist nicht leicht. Aber die Übung kann uns allmählich wieder in Berührung bringen mit einer ursprünglichen Einfachheit. Die ist immer in uns da, ist unser ursprüngliches Wesen. Aber meist haben wir den Kontakt dazu verloren.

Er spricht auch von einem „Vergessen und Nichtwissen“: alle Vorstellungen, Konzepte, alle Erwartungen und Absichten, und seien sie auch noch so gut und fromm, beiseitelegen. Nicht bewerten, nicht manipulieren, nichts erreichen wollen. Einfach bei dem sein, was ist. Die Bühne freigeben für das Unbekannte meiner selbst.

Das Wesentliche geschieht uns dann „in einer Stille und einem Schweigen“. Jeder, der sich darum ernsthaft bemüht hat, weiß: auch das ist willentlich nicht machbar. Eine Unterdrückung der Unruhe, der Gedanken führt nicht in Stille, sondern nur zu innerer Erstarrung.

Hier liegt auch eines der Missverständnisse spiritueller Übung: es geht nicht darum, sich selbst völlig unter Kontrolle zu bekommen. Was wir darin lernen können, drückt der amerikanische Poet Gary Snyder so aus: „Unser Geist ist wild, er bestimmt über sich selbst und entscheidet, wohin er geht, und wir müssen lernen, wie wir ihm folgen können.“

Wenn ich lerne, mich diesem Prozess anzuvertrauen, dann kann mich unversehens jene Tiefe berühren, in der schon immer Stille ist. Diese Stille hat nichts Abgeschlossenes, ist kein Zumauern gegenüber der Unruhe der Welt. Sie ist eine Stille mitten in dem, was geschieht – als ob die Stille selbst sich zeigen würde in dem, was da ertönt.

Corona als Riss in meiner Welt

Corona wird erlebt als Unterbrechung, als Bruch in unserem Leben. Die Unsicherheit wird zunächst als negativ erlebt. Aber wie kann sich gerade darin etwas Neues eröffnen?

Im April 2021 erschien ein Artikel mit der Überschrift „Der Riss im Weltmodell“. Neueste Forschungen der Teilchenphysik kommen zu Ergebnissen, die dem herrschenden Standardmodell widersprechen. Kommentar: „ein Grund zum Jubeln“. Denn in der Wissenschaft entwickelt sich die Theorie gerade an den Rissen weiter, wo etwas nicht so funktioniert, wie wir uns das bislang vorgestellt haben.

Das würde ich mir für Glaube und Theologie wünschen: wo machen wir im Leben Erfahrungen, die mit unserem bisherigen Bild von Gott nicht vereinbar sind? Und gerade da genau hineingehen – im Vertrauen, dass wir so Gott neu und tiefer auf die Spur kommen.

Heino Falcke, Astrophysiker und ehrenamtlicher Prädikant in der Evangelischen Kirche, schreibt:

Wissenschaft ohne Selbstkritik ist Quacksalberei, Religion ohne Zweifel Gotteslästerung, Politik ohne Ungewissheit Betrug.

In Zeiten von Corona wurde immer wieder der Dichter und Sänger Leonard Cohen zitiert:

There is a crack in everything / that's how the light gets in.

Da ist ein Riss, ein Bruch in allem / das ist es, wie das Licht hereinkommt.

Gibt das Licht dann wenigstens die ersehnte Sicherheit? Vor fast 100 Jahren wurde vom Physiker Werner Heisenberg im Rahmen der Quantentheorie die Unschärferelation formuliert. Sie besagt, kurz gesagt: die Unsicherheit in unserer Messung von Eigenschaften

eines Teilchens liegt nicht an unserer unzulänglichen Messung, sondern ist prinzipieller Natur, liegt also sozusagen im Wesen der Wirklichkeit. Je genauer wir hinschauen, je mehr zeigt sich die Wirklichkeit als unscharf, vieldeutig, verflochten und prozesshaft.

Und Gott? Wissen wir wenigstens bei ihm, woran wir sind?

Ein Herzstück der Bibel ist die Offenbarung Gottes im brennenden Dornbusch (Ex 3).

Welcher Gott offenbart sich dort?

Sie alle kennen die Geschichte: Mose musste aus Ägypten fliehen und hütete am Horeb das Vieh seines Schwiegervaters. Dort erblickte er einen Dornbusch, der brannte, aber nicht verbrannte. Mose staunte – und wer staunt, der ist ganz da, wach und offen. Er trat näher, und da ging ihm eine andere Präsenz, ein reines Dasein auf. Er zog seine Schuhe aus: wenn sich unser Leben als „heiliger Boden“ zeigen soll, dann müssen wir auch das Risiko der Verletzlichkeit auf uns nehmen, müssen unser Leben mit nackten Füßen betreten.

Wir müssen den sicheren Mantel unserer Gewissheiten ablegen.

Und dieses Dasein zeigte sich als befreiend, als lebensstiftend. Aber wie können wir das fassen, begreifen, in Name und Begriff bringen?

Mose sprach zu Gott: Da komme ich denn zu den Söhnen Jisraels, ich spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter schickt mich zu euch, sie werden zu mir sprechen: Was ists um seinen Namen?
- was spreche ich dann zu ihnen?

Gott sprach zu Mose: Ich werde dasein, als der ich dasein werde.
Und er sprach: So sollst du zu den Söhnen Jisraels sprechen:
ICH BIN DA schickt mich zu euch.

Wir kennen die Geschichte schon allzu gut. Aber eigentlich gibt Gott hier doch die dümmstmögliche Antwort! Wenn Sie von jemandem gefragt werden: Wer sind Sie? – und Sie antworten: ich bin der ich bin da – wird der Fragesteller dann zufrieden sein?

Aber genau das ist das Geniale an dieser Antwort: ich bin da, ich bin für euch und mit euch, vertraut euch mir an, ich führe euch in die Freiheit. Aber ihr werdet nie über mich Bescheid wissen, werdet mich nie haben, besitzen, für eure eigenen Zwecke benutzen können

Wir aber sind damit nicht zufrieden, wollen einen handfesten Gott haben. Dann wissen wir, woran wir sind und was uns in schwierigen Zeiten trägt – denn das war die Situation des Volkes Israel nach dem Auszug aus der Sklaverei. Deshalb wollten sie Jahwe konkrete Gestalt geben und fertigten das Goldene Kalb. „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus dem Land Ägypten heraufgeführt haben.“ (Ex 32,8) Und genau das ist die Versuchung in allen Religionen: das, was uns befreit und trägt, dingfest machen zu wollen.

Martin Buber, der große jüdische Philosoph, warnt deshalb: „Jede Religion ist ein Exil, in das der Mensch vertrieben ist“. Keine Religion ist schon das Daheimsein in Gott – bestenfalls ein Fenster zum ihm. Und genau hier liegt die Gefahr:

Die geschichtlichen Religionen haben die Tendenz, Selbstzweck zu werden und sich gleichsam an Gottes Stelle zu setzen, und in der Tat ist nichts so geeignet, dem Menschen das Angesicht Gottes zu verdecken, wie eine Religion.

Immer, wenn wir meinen, genau über Gott Bescheid zu wissen, ist es das Goldene Kalb, das zerschlagen werden muss. Tatsächlich ist es eine subtile Form des Atheismus, wenn wir

meinen, jemandem „Gott“ beibringen zu müssen. Denn dann rechnen wir nicht mehr mit Gott selbst, der sich auf seine Weise zeigt, wenn ein Mensch ganz zur eigenen Frage wird.

Was also trägt uns, wenn wir die Ungewissheit wirklich zulassen?

Ich setzte den Fuß in die Luft / und sie trug

Hilde Domin tat das nicht freiwillig. Als Jüdin floh sie 1932 aus Nazideutschland ins Exil. 1951 starb ihre Mutter, ihr Mann zog sich von ihr zurück, und sie fühlte sich völlig allein gelassen, ohne jede Stütze. Und dann schreibt sie diesen Zweizeiler. Zuletzt wählte sie ihn für sich selbst als Grabspruch. Die Erfahrung eines Lebens, verdichtet in zwei Zeilen ...

Wie ist es denn, wenn uns in der größten Not, im absoluten Bruch plötzlich aufgeht, was uns wirklich im Leben und Sterben trägt?

Das Markusevangelium erzählt, wie die drei Frauen zum Grab Jesu gehen und es leer finden. Auch vom Auferstandenen keine Spur. Nur die Botschaft, das plötzliche Begreifen: er lebt wahrhaftig. „Da verließen sie das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemandem etwas davon; denn sie fürchteten sich.“ (Mk 16) Eigenartig, nicht wahr? Warum freuen sie sich nicht?

„Schrecken und Entsetzen“: im Griechischen steht hier „tromos kai ekstasis“.

Tromos, das Mysterium tremendum: das Unfassbare, das uns erzittern, erbeben lässt.

Und Ekstasis – die Ekstase, das Aus-sich-Heraustreten.

Der Glaube an den Auferstandenen beginnt mit drei Frauen, denen etwas aufgeht, das sie zutiefst erschüttert und in Ekstase versetzt. Und für das es keine Worte gibt.

Und wo lassen wir uns erschüttern und aus der Bahn werfen? Was machen wir mit Corona, und was macht Corona mit uns? Warten wir nur auf die Wiederkehr der alten Normalität? Meister Eckhart lädt uns ein, herauszutreten aus den gewohnten Bahnen unseres Lebens, aus unseren vertrauten Sicherheiten, aus unserer gehegten Identität. Er lockt uns geradezu:

Nun denn, lieber Mensch, was schadet es dir, wenn du Gott vergönnt, dass Gott Gott in dir sei? Geh völlig aus dir selbst heraus um Gottes willen, so geht Gott völlig aus sich selbst heraus um deinetwillen. Wenn diese beiden herausgehen, so ist das, was da bleibt, ein einfältiges Eins.

Das gilt es nicht zu denken, das gilt es nicht zu glauben – diesen Sprung gilt es zu tun. Vielleicht im Vertrauen darauf, dass da nicht nur ein Abgrund ist. Vielleicht auch, weil mir nichts anderes mehr bleibt.

Und was bleibt? Es bleibt weder Mensch noch Gott. Was dann? „Ein einfältiges Eins“ – aber was heißt das? Das weiß ich erst, wenn ich mich da rückhaltslos hineingegeben habe.

Vielleicht können wir es nennen: ein Aufgehobensein im Ganzen. Eckhart drückt es so aus:

Wie wunderbar: draußen stehen wie drinnen, begreifen und umgriffen werden, schauen und das Geschaute selbst sein, halten und gehalten werden.

Eine Bemerkung zum Schluss: das ist keine Flucht in Innerlichkeit. „Draußen stehen wie drinnen“. „Ein einfältiges Eins“. Liebe den Nächsten, denn er ist du selbst. Diese Mystik kann nicht innen bleiben, sie führt in den Alltag und in ein Engagement für eine gerechtere Welt – ohne Hass, aber mit Entschiedenheit. Doch das ist ein anderes Thema.